

(Nachdruck verboten.)

10] Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.
3.

Das Haus, in dem Belles wohnten — das Palais nannten die Bewohner der Straße es — war ein altes, verfallenes, dreistödiges Gebäude mit Mansarden. In der Mitte der Fassade liefen die Ueberreste einiger kamelierter Pilaster durch die beiden oberen Stockwerke hinauf und rahmten die schmalen Fenster vornehm ein. Der Name des Hauses war nicht ganz aus der Luft gerissen, die alte Eisenkrämerin im Hintergebäude konnte sich noch entsinnen, daß es in ihrer Kindheit das Landhaus eines Generals gewesen war, und ganz frei gelegen hatte. Damals ging der Strand bis dahin hinauf, wo jetzt die Stadtstraße läuft, und die Stachelbeerbüsche wuchsen bis ganz an den Rathausplatz. Zwischen vielen Hintergebäuden eingeklemmt, standen da noch zwei uralte krebbsranke Apfelbäume aus jener Zeit.

Die Stadt hatte seither die Obstgärten eine halbe Meile weiter zurückgeschoben, die fröhliche Sommergegend der Westbrücke legte sich im Laufe der Zeit Seitengassen zu, enge Armeleutestraßen, die um die zerstreut liegenden Landhäuser aufschossen und dem Licht den Zutritt verwehrten. Arme Leute, Artisten und Dirnen vertrieben die Herrschaften und wandelten den üppigen Sommerbezirk in einen bunten Stadtteil um, wo die bestiefelte Armut und die sohlenlose Intelligenz sich ein Stelldichein gaben.

Das Palais war die letzte Erinnerung an eine entschundene Zeit. Noch sah man die Reste der ehemaligen Feinheit an den verräucherten Stucküberbleibseln der Decke und an den tiefen Fenstern; aber die großen Zimmer waren in Kleineleutenwohnungen von ein oder zwei Stuben zerstückelt, und die Hälfte des breiten Aufganges war durch Bretter zu Feuerungsgelassen abgeteilt.

Aus Belles kleiner Zweizimmerwohnung führten eine Tür und ein paar Stufen in einen großen Raum hinab, der das obere Stockwerk des ganzen Seitengebäudes ausfüllte und sehr wohl den Ruinen eines ehemaligen Festsaales gleichen konnte. Die schwere rauchgeschwärzte Decke ragte ganz bis unter das Dach empor, sie war einstmalig decoriert gewesen. Jetzt waren die meisten Felder herabgefallen, und die Balken drohten, hinterdrein zu kommen.

Der mächtige Raum war im Laufe der Zeiten als Brauerei und als Lager benutzt worden, aber noch immer trug er ein Gepräge vergangener Herrlichkeit. Die Kinder des Hauses fanden auf alle Fälle, daß es hier großartig war, sie böckelten die letzten Paneelreste zu Brennholz ab und konnten stundenlang da sitzen und einander zuzurufen von den hohen Absätzen über den Mauerpfeilern herab, wo einstmalig Büsten von berühmten Männern gestanden hatten.

Von Zeit zu Zeit mietete sich hier eine russische oder polnische Emigrantenschar ein und nahm den Saal einige Nächte in Besitz. Sie lagen und schliefen durcheinander auf dem bloßen Fußboden, ein jeder auf seinem Bündel, und am Morgen klopfen sie an die Tür von Ellens Stube und baten mit Gebärden, die Waschgelegenheit benützen zu dürfen. Im Anfang war sie bange vor ihnen und verperrte die Tür mit ihrem Kleiderschrank, aber der Gedanke an Pelle im Gefängnis machte sie weich und hilfsbereit. Es waren arme verkommene Wesen, die Elend und Unglück aus der Heimat fortgetrieben hatten. Sie kannten keine Sprache und wußten nichts von der Welt, aber so wie die Zugvögel schienen sie den Weg zu ahnen. In ihrem blinden Streben ins Weite hinaus fanden sie sich von selbst hierher nach dem Palais, um auszuruhen.

Sonst lag der große Raum unbenutzt. Der Saal, der durch zwei Stockwerke ging, hätte zu verschiedenen kleinen Wohnungen eingerichtet werden können; aber der Besitzer des Ganzen, ein alter Bauer aus Glostrup, war so geizig, daß er es nicht übers Herz brachte, Geld auszugeben, wenn auch die Vorteile noch so einleuchtend waren. Und Ellen hatte nichts dagegen, so wie es jetzt war! Sie trodnete ihre große Fein-

wäsche hier und brauchte nicht um den Schmutz und den Kohlenstaub besorgt zu sein.

Der Zufall, der sonst, wo es sich um den armen Mann handelt, an Stelle der Vorsehung treten muß, hatte sie und die Kinder hier hineingespielt, als sie draußen am Kapellenwege gescheitert waren. Ellen hatte nach ausdauernder Arbeit endlich ihre Nähstube in Gang gebracht und hielt sich zwei Schülerinnen zur Hilfe, als ein langwieriger Streik kam und ihr das Ganze über den Haufen warf. Sie wehrte sich so gut sie konnte, aber eines Tages kamen sie doch und trugen ihre Habseligkeiten hinunter in den Kinnstein, das war die alte Geschichte, Pelle hatte sie schon etliche Male gehört. Da standen nun sie und die Kinder und hielten Wache bei den Habseligkeiten, bis es dunkel wurde; strömendes Regenwetter war es, und sie wußten weder aus noch ein. Leute hemmten ihre eiligen Schritte, stellten ein paar Fragen und hasteten weiter; hin und wieder erteilte ihnen jemand einen Rat, sich an die Obdachlosenabteilung zu wenden. Aber dazu waren Ellen und Lasse Fredrik zu stolz; sie setzten die Kleinen bei der Kollfrau im Keller ab und standen selbst da und hielten Wache bei den Habseligkeiten, in dieser dumpfen Hoffnung, daß doch etwas geschehen würde, die die Erfahrung bei den Armen nie hat unterkriegen können.

Und als sie hinreichend lange da gestanden hatten, geschah auch wirklich etwas. Von der Norderbrückenstraße her kamen zwei Kerle in wilder Fahrt mit einer vierrädrigen Karre dahergejagt, wie sie die armen Leute Kopenhagens benutzen, wenn sie — in der Regel des Nachts — aus einer Wohnung in die andere ziehen. Der eine zog an der Deichsel, während der andere hinten nachschob und — wenn die Karre ordentlich in Fahrt war — sich bauchlings über das Fuhrwerk warf und mit den Holzschublen gegen das Pflaster bremste, so daß der Wagen in den Kinnstein lief. Auf dem leeren Wagen saß ein ältliches Frauenzimmer und trällerte, mit den Beinen über den Seiten baumelnd; sie war corpulent und hatte einen mächtigen Hut mit großen, nickendern Blumen auf dem Kopf, einen echten „Herrenwinker“. Es ging mit gewaltigem Hallo von dem einen Kinnstein in den anderen, und jedesmal freischte sie dann.

„Da haben wir ja einen Umzugswagen!“ sagte Lasse Fredrik, und im selben Augenblick bremste der Wagen gerade vor ihnen und lief in den Kinnstein.

„Na nul! Was is denn los, Thorvald?“ sagte der eine von den Kerlen und glockte Ellen gerade ins Gesicht. „Hast Du Dir das Auge gestoßen, was?“

Das Frauenzimmer war vom Wagen heruntergeschlüpft. „Zum Kukuck mit Dir, Du Rindvieh!“ sagte sie und puffte ihn beiseite. „Du kannst doch wohl sehen, daß die da rausgeseht sind! Hat Dein Mann Dich rausgeschmissen?“ fragte sie und beugte sich teilnehmend über Ellen.

„Nein, denn der Wirt hat uns rausgeseht,“ sagte Lasse Fredrik.

„Solch Rhinoceros, und nu habt Ihr keine Stelle, wo Ihr über Nacht bleiben könnt, was? Ach, Krijschan, lad' Du den Trödel da auf 'n Wagen, denn kann das über Nacht bei uns im Torweg stehen bleiben. Die Sachen werden ja ganz schimpfiert vom Regen.“

„Ja, die Stuhlbeine haben schon angefangen Wurzel zu schlagen,“ entgegnete Krijschan. Die beiden Burichen waren in übermütiger Laune.

„Nu kommt man ganz einfach mit mir,“ sagte das Frauenzimmer, als die Sachen aufgeladen waren, „denn will ich Euch schon Unterkunft für die Nacht schaffen. Und denn morgen is der liebe Gott selbst zu Haus!“

„Das is 'ne Schneppe!“ flüsterte Lasse Fredrik Ellen einmal über das andere zu und zerrte sie am Kleide. Aber ihr war das jetzt alles einerlei, wenn sie nur nicht ins Armenhaus kam. Sie trug die Nase nicht mehr hoch.

Es war Königin Therese in höchst eigener Person, die sie getroffen hatten, und damit war gewissermaßen ihr Glück gemacht. Sie verhalf Ellen zu der kleinen Wohnung und verschaffte ihr die feine Wäsche von den Dirnen dieses Stadtteils. Es war nicht allzu viel daran, die Mädchen hier in Westerbrücke trugen den feinen Staat, so lange sie nur konnten; aber es war doch das tägliche Brot ab.

Belle sah es nicht gern, daß Ellen noch ferner mit all dem Schmutz zu schaffen haben sollte; er wollte allein für das Auskommen sorgen. Ellen hatte außerdem ihr Teil Arbeit getan, sie sah so müde aus und hatte es nötig, ein wenig gepflegt zu werden. Es war gleichsam, als fälle sie ab, jetzt, wo er da stand und die Verantwortung wieder übernehmen konnte. Aber daß sie die Wäsche aufgeben sollte, davon wollte sie absolut nichts hören.

„Es ist nie gut, das schmutzige Wasser auszugießen, ehe man reines hat,“ sagte sie.

Jeden Morgen machte er sich auf den Weg, mit einem neuen funkelneuen Fachvereinsbuch ausgerüstet, und ging von Werkstatz zu Werkstatz. Es waren keine guten Zeiten für das Fach, viele von seinen alten Arbeitskameraden waren in andere Erwerbszweige hinübergedrängt, er traf sie wieder an als Konduktoren, Laternenanzünder und dergleichen: die Maschinen hätten sie überflüssig gemacht, sagten sie. Es waren die Nachwehen von der großen Aussperrung, die hatte die kleinen selbständigen Meister totgeschlagen, die ehemals mit einem Mann oder auch mit zweien arbeiteten, und der Großindustrie die Segel gebläht. Die Vereinzelten, die es hatten aushalten können, hatten sich Maschinen angeschafft und waren Fabrikanten geworden, der Rest war hinausgedrängt und saß rings umher in entlegenen Kellermwohnungen und ernährte sich durch Flickarbeit.

Am allerwenigsten hatte er sich gedacht, daß er wieder unter den alten Bedingungen auf Arbeit gehen mußte. Und nun ging er hin und bot sich an, war willig, wieder in die Lehre zu gehen, um die Maschinen seines neuen Herrn zu bedienen und bot sich der ärgsten Ausbeutung feil. Und die Fabrikanten hatten nicht einmal Verwendung für ihn, sie erinnerten sich seiner noch zu gut. „Sie sind zu lange vom Fach fortgewesen,“ sagte dieser oder jener zweideutig.

Nun, das war ja nur ein wohlgemeinter Dank für alte Zeiten. Aber er fühlte bitter, wie sich die Vergangenheit selbst wider ihn erhob. Da hatte er gekämpft und alles geopfert, um die Berufsverhältnisse zu verbessern, und die Maschinen waren die niedererschlagende Antwort der Entwicklung an ihn und seinesgleichen.

Er war nicht der einzige, der in dieser guten Frühlingszeit umherging und vergeblich suchte, eine Menge anderer Berufe hatten dasselbe Schicksal gehabt wie der seine. Jeder neue Morgen führte ihn in einen ganzen Zug von Menschen hinein, die dazu verdammt schienen, das Pflaster zu treten in hoffnungslosem Suchen nach Arbeit, Leute, die aus der Maschinerie herausgedrängt waren und nicht wieder hineinfinden konnten. Es muß etwas mit ihnen nicht stimmen, dachte er, während er da stand und beständig derselben Gesellschaft lauschte, wie sie plötzlich abgehaßt waren und das ganze davon dampfen sahen. Es mußte ihre eigene Schuld sein, wenn nicht ein neuer Zug kam und sie ankoppelte, vielleicht waren sie träge oder versoffen. Aber allmählich sah er solide, erprobte Leute in den Reihen stehen und ihre Kräfte Morgen für Morgen ohne Ergebnis ausbieten; und es ahnte ihn frierend, daß die Zeiten im Begriff waren, sich zu ändern.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

1]

Veine.*)

Von Franz Geld.

Ring — Ring — tiri — ting —

In der großen Kupfer Schmiedewerkstatt, Rue du Temple, Arranten und raffelten die Hammer, Feilen und Schrauben. Fröhlich pfiiff der junge Arbeiter Georg Lorel in den fröhlichen Lärm hinein, während er mit seinem schweren Hammer mächtige Streiche auf ein elegantes Spilbeden führte, das wohl für die Küche eines Millionärs bestimmt war. Wie die breiten Rinnen glänzten! Wie feist und solid das Geschirr sich baugte! Und das alles hatte er gemacht, er allein! Nicht wie in den großen Fabriken, wo ein Stück bis zu seiner Fertigstellung durch hundert Hände gegangen sein muß. Dies Beden hier war sein eigenes Werk, einzig und allein das seine.

Wenn er heut' abend die harten Hundertstunde dafür einstrich (es war Akkordarbeit), so machte es ihm zwar auch Freude, vor Schlafengehen sein Geld noch einmal zu überzählen. Aber darin

*) Aus: Franz Geld Ausgewählte Werke (Verlag Eberhard Fromme, Berlin 1912; geb. 6 M.) — Veine: soviel wie Lebensader; hier symbolisch auf die Gelden der Erzählung genommen.

bestand nicht seine hauptsächlichste Zufriedenheit. Die war dann schon vorbei, die hatte wenig mit dem Geldklingeln zu tun, sondern sie sprang wie ein Funken aus dem Hammerlirren. Die genos er nicht im Restaurant, wo er sich nach Empfang seines Lohnes einen besseren Braten zu leisten pflegte als gewöhnlich. Nein, sie erfüllte ihn hinter der Drehbank, wenn das ungefüge Metall unter seinen Häuten allmählich Form gewann, wenn der Patron zu ihm trat, die Fortschritte seiner Arbeit musterte und zu ihm sagte: „Lorel, Sie arbeiten so geschickt und aufmerksam, daß es ein Spaß ist; ich muß wirklich mal was von Ihnen auf eine Fachausstellung schicken!“

Jawohl, das Geld allein war's nicht, was glücklich macht! Man muß wissen, woher man's hat. Das war ihm schon von seinem Vater eingeprägt worden, dem Zimmermann in einem Dörfchen von Artois, als der mit seinen Sparpfennigen den fünfzehnjährigen Burschen nach Paris in die Lehre schickte.

Und dies Axiom (Grundsatz) hatte der Sohn bewahrt ge-funden. Wie wars ihm denn gewesen, als er vor ein paar Monaten das große graue Ruwert erhielt mit etwa 200 Frank aus der Erbschaft einer Tante? Da hatte er doch gerade so gut Geld, als bei Empfang seines Lohnes. Aber es machte ihm keinen Spaß, die fremden Scheine zu betrachten, er kannte sie nicht. Denn seine Finger hatten sich ja kaum gerührt, um das Ruwert zu erblicken, während sie sich tüchtig um den Hammerstiel krampfen mußten, bis er sich sagen konnte: So, jetzt hast du wieder einen Kranken zuzammengelopft!

Das fuhr ihm so mit dem Hammer Schlag durch den Kopf, während er an seinem fast fertigen Stück herum verbesserte. Freilich, sein ehemaliger Kamerad, der Eduard Mignon mit der Hafennase und den kleinen, lebenslustig blühenden Nausaugen, der hatte ihn wegen solcher Ideen ausgelacht. „Nieber wie ein Sous aus des Meisters Kasse ist mir ein stibhter Frank!“ hatte der freche Kerl gerufen, mit seinem übermütigen Augenzwinkern. Aber dem armen Teufel konnte man solche Gemeinheiten nicht gar zu übelnehmen. Der war krank gewesen, hatte schon Gott weiß wie lange keine Arbeit mehr, lebte Gott weiß wozu und Gott weiß wie schlecht.

„Wenn ich in seiner Patsche wäre,“ gestand sich Lorel, „was würd' ich wohl alles sagen und tun!“

Der Gedanke war für ihn angenehm, denn er hatte ja zu leben, und zwar sehr auskömmlich, von seiner Hände Arbeit.

Ring — Ring — tiri — es kicherte so zuversichtlich! Der große Blasebalg, den ein Lehrling trat, antwortete mit einem grämlichen Schnauben, das sich anhörte wie: es ist noch nicht aller Tage Abend!

Es gab freilich auch Hände übergenug in Paris, die sich eifrig rühren mußten und dafür doch kaum das tägliche Brot schnappten. Da waren die beiden Kartonarbeiterinnen, mit denen er seit einigen Wochen abends auf dem Omnibus nach Belleville heimfuhr, Marie und Berthe. Morgens sechs Uhr fuhren sie schon heraus und kamen erst abends acht zurück. Dazwischen hatten sie höchstens eine halbe Stunde Zeit für ihr miserables Mittagessen in der Crémérie (ein Glas Milch und eine Eierspeise, die ihre beiden ersten Silben absolut nicht verdiente), und bei all dieser Pladerei bekam jede nur 3 Frank täglich, arg wenig in der teuren Stadt. Besonders, wenn man die beiden täglichen Omnibusfahrten abrechnete (à 15 Centimes), die nötig waren, weil die Mädchen draußen bei ihren Eltern in der Vorstadt wohnten. Der Mutter lieferten sie ihren Verdienst in die gemeinschaftliche Haushaltungskasse ab. Das war ihnen manchmal hart, weil sie gern auch was für ihre Toilette zurückbehalten wollten, wie sie dem jungen Manne klagten, der schnell ihr ganzes Vertrauen gewonnen hatte. Aber sie wiesen zurück, was er ihnen als Garderobezuschuß anbot.

Und doch nahmen sich die beiden immer recht schmeich aus! Sie trugen zur Schonung der Kleider im Geschäft lange weiße Leinen-tücher und hielten diese auch auf der Straße an, beim Gang zum Mittagessen, das Lorel manchmal mit ihnen zusammen unter Scherzen und Gelächern vertilgte. Die Schulmädchen in Georgs Dorf hatten solche auf dem Rücken kreuzweis gebundene Ueberwürfe, und den großen Frauenzimmern stand es ganz pudig! Unter den Kitteln laubere, prall sitzende schwarze Wollkleidchen und stets ein schmutzes farbiges Seidenband um die runden seitlichen Hälse.

Besonders die kleinere und jüngere Berthe, ein ganz kugelförmiges, rosiges Persönchen mit echt kindlichem Lächeln, sah in ihrem langen Arbeitskittel allerliebste aus. Während der ganzen halbständigen Omnibusfahrt lachte sie ihm mit ihren Nauszähnen ins Gesicht, wie ein wirkliches Schulmädchen, daß die dicken Waden kugelförmig heraustraten. Selbst der majestätische, stoppelbärtige Aufscher, an dessen Rücken sie sich mit der Schulter lehnte, fand sich durch ihr süßes Geschwätz bewogen, ihr mit protzierender Halbschwankung seines walzenförmigen Rumpfes ein derbes Witzwort hinzumerfen. An ihrer Seite sah Lorel gar nichts von dem braunenden, strudelnden Leben auf den Boulevards, über das sie hinwegschwankten. Die Häuser wurden schmaler und schmutziger, die Straßen enger und dunkler — sie waren in der Vorstadt angekommen, ohne daß er die Zwischenzeit gemerkt hätte.

Die Drei stiegen vom Omnibusdach wie vom Ded eines gelandeten Schiffes herab. Sie tranken dann schnell noch vor irgendeinem unsauberen Café einen Vermouth guignolé, das ist: ein mit Fruchtstücken verführter Trebernaps. Lorel warnte vor dem Gift, aber die süßen Mäulchen mußten was Süßes haben. Abendessen bot er den Schwestern immer vergebens an. Auch dankten sie für seine Einladungen zum Café-Konzert. Am 14. Juli, dem

Nationalfest (das war in rund einem halben Jahr!) wollten sie zusammen mit ihren Eltern und kleinen Geschwistern eine Landpartie nach Charenton machen. Da könnte er denn auch hinkommen, ihre Eltern kennen lernen, und sie würden zusammen Fische essen, in einer Laube am fließenden Bach — —

Kling — kling — tiring —!

Aber: bruh! antwortete der Blasebalg.

„Ja, was will ich denn eigentlich von dem Kind? Ein Verhältnis anbahnen, wie alle meine Kameraden, für drei Wochen? Pfui!“

Er hatte mit seinen einundzwanzig Jahren noch nie ein richtiges Verhältnis gehabt. Die Weiber waren ihm bis zu seiner Bekanntschaft mit Berthe ganz gleichgültig gewesen, ja fast widerwärtig, wegen der paar ellen Siraphenfrauenzimmer, die ihm unter die Hände gekommen waren. Deshalb hätte er mit Berthe nicht herumcharmieren mögen. Er konnte sie einfach gut leiden. Ein braves Mädel, das er lieb hatte wegen seiner arglosen blauen Augen, seines süßen Lächelns, und weil es ihm so viel von seinen kleinen Brüdern erzählte, wobei er an die zwei Knirpse in seiner elterlichen Güte draußen denken konnte.

Wollte er das Mädel heiraten?

Jetzt wohl nicht — aber später, wer weiß — eine Frau hat man ja doch mal nötig, wenn man seine eigene Werkstatt aufstut ...

Kling — ting — und Kling! ting!

„So! das wäre fertig! und prächtig ist's geworden!“

Er ließ den getriebenen Rand des Bedens zufrieden durch seine Hände gleiten, blieb dann mit der rechten Hand darauf gestützt, nachdenklich. Die paar Minuten bis zum Werkstattschluß wollte er nichts Neues mehr anfangen. Seine Linke spielte mit dem schweren Hammer auf dem Werkstück. Die Idee eines eigenen Geschäftes nahm ihn außerordentlich in Anspruch. Ein kleines Atelier zuerst — denn Welch großes Kapital konnte er von seinen Lohnersparnissen sammeln? Im Anfang höchstens einen oder zwei Gesellen. Aber geschmackvolle, zierliche Sachen — reiche Fremde bestellten Prachtstücke — und wie Madame Berthe die einlaufenden Gelder zusammenzubehalten weiß! Dann eine immer größere Arbeiterzahl — und das geht so weiter, bis nach Jahren eines Tages die Angestellten (etwa 25) verammelt sind, um der Grundsteinlegung des neuen Hauses beizuwohnen, in dem er sein vergrößertes Etablissement unterbringen will.

Vorzügliches Diner — ein Vertreter der Regierung präsidiert — der spricht einige anerkennende Worte und überreicht ihm einen Orden — dann hebt der Maitre Dorel den Hammer zur Grundsteinlegung — —

Der Trummer hebt wirklich den zwanzigpündigen Schmiedehammer mit der Linken, den ersten Streich auf den Grundstein zu führen. Diese stolze Phantasie durchzuckte den jungen Arbeiter so mächtig, daß er den bedeutungsvollen Hieb — donnernder Applaus! — mit seinem Hammer wirklich — —

Ein kurzes, schreckliches Wehgeschrei!!

Und er stürzte zu Boden.

Er hatte sich die auf den Rand des Bedens gestützte rechte Hand vollständig zerschmettert.

Die anderen Arbeiter rannten herbei und schafften den vor wütendem Schmerz Ohnmächtigen in einer Droschke zum Hospital.

Der Lohn für seine fertige Arbeit wurde ihm gut geschrieben. Davon konnte er kaum ein eigenes Geschäft eröffnen.

Ueberdies brauchte er noch seine ganzen Ersparnisse auf während der Heilung. Als er nach einem Monat entlassen werden konnte, war die Hand gelähmt. Kein Gedanke mehr an Schmiedearbeit!

Er mußte sich nach irgend einer leichten Beschäftigung umsehen. Ein Hausierhandel oder so etwas.

In den ersten Wochen war er Zeitungsausrufer. Dann trug er einen Patentartikel durch die Restaurants, ließ ein buntes angestrichenes Zinkwägelchen, das von einer automatischen Puppe gezogen wurde, über die Trottoirs schnurren, und ähnliches.

(Fortsetzung folgt.)

Zentnarfeier der Gasindustrie.

Bis zur Wende des 19. Jahrhunderts behalf sich die Menschheit mit den einfachsten Mitteln der künstlichen Beleuchtung. Für gewöhnlich war das Bedürfnis, das Dunkel der Nacht oder lichtentbehrender Räume durch Licht zu beseitigen im Altertum und Mittelalter sehr gering. Handel und Wandel erlitten zur Nachtzeit eine fast völlige Unterbrechung. Volksfeste und Theateraufführungen fanden bei Tage und unter freiem Himmel statt. Die Lampe der Griechen und Römer, primitiv und im Prinzip mit der heutigen Grönländer fast völlig übereinstimmend, reichte vollkommen aus. Auch im Mittelalter sind keine wesentlichen Fortschritte in der künstlichen Beleuchtung gemacht worden. Kienspan oder Wachskerze erhellten Zechgelage und nächtliche Wanderung, die Dellelampe diente beim nächtlichen Studium zur Beleuchtung. Während noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts Paris fast gänzlich im Dunkeln lag, wurden zur Zeit Ludwigs XV. an den Straßenenden große Pechflammen in eisernen Beden zur Beleuchtung gebrannt. Später fanden dafür Dellelampen und Laternen mit Talglatern Verwendung.

Das Bedürfnis nach einer vollkommeneren Beleuchtung macht sich zu Ende des 17. Jahrhunderts bemerkbar, zu einer Zeit, als durch die Anwendung der Dampfkraft die industriellen und wirtschaftlichen Verhältnisse eine wesentliche Umgestaltung erfuhren. Als James Watt seine ersten Dampfmaschinen in die Bergwerke von Cornwall sandte, wurde sein Mitarbeiter William Murdoch dazu angeregt, sich mit den in jenen Gruben geförderten Kohlen näher zu beschäftigen. Es gelang ihm, aus jenen Steinkohlen durch trockene Destillation, d. h. durch Erhitzen unter Luftabschluß, ein brennbares Gas, das Steinkohlenleuchtgas zu gewinnen. Schon 1792 beleuchtete er sein Wohnhaus in Redruth mit diesem Gase. Vor die Öffentlichkeit trat Murdoch mit seiner Gasbeleuchtung zuerst bei einer Illumination zur Feier des im Frühjahr 1802 zu Amiens abgeschlossenen Friedens, nachdem er im selben Jahre in der Maschinenfabrik von Watt und Boulton zu Soho diese Beleuchtung eingeführt hatte. Die Entdeckung, daß Steinkohle bei der trockenen Destillation ein brauchbares und leuchtendes Gas gibt, war schon vor Murdoch bekannt. Sein großes Verdienst ist es, die schwierigen Aufgaben praktisch gelöst zu haben, das Steinkohlenleuchtgas in größerer Menge herzustellen, von den schädlichen und verunreinigenden Bestandteilen zu befreien, zum Verbrauchsort fortzuleiten und durch geeignete Brenner zur Beleuchtung verwenden zu können.

Ist Murdoch der Schöpfer der technischen Methoden zur Leuchtgasdarstellung, so gilt ein deutscher Kaufmann namens Friedrich Albert Winzor, ursprünglich Winzer geheißenen, als der eigentliche Schöpfer der Gasbeleuchtung in London. Winzor beleuchtete im Jahre 1807 am Geburtstage des Königs die Front zweier Häuser in Pall Mall, in welcher er seine Apparate aufgestellt hatte. Im den Kontrast mit der gewöhnlichen Straßenbeleuchtung und die Vorzüge des Gaslichtes zu demonstrieren, rüchtete er auf der Südseite der Pall Mall-Straße eine 1700 Fuß lange Gasbeleuchtung ein. Winzor war sehr darum bemüht in London eine Gasgesellschaft ins Leben zu rufen. Als Frucht seiner Bemühungen ist es anzusehen, daß sich die Gaslight and Cole Company zur zentralen Gasversorgung Londons bildete, die im Jahre 1812 ihr Privileg erhielt. Diese Gesellschaft — heute die größte der Londoner Gasgesellschaften — kann sonach auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Wenn auch erst 1814 der erste Stadtteil Londons, das Kirchspiel St. Margaret, vollständig mit Gas beleuchtet wurde — die Westminsterbrücke erhielt 1813 Gasbeleuchtung — so bildet doch das Jahr 1812, als Zeitpunkt der Gründung der ersten und größten Gasgesellschaft, den Anlaß zur Jahrhundertfeier der Steinkohlengasindustrie.

Trotz der entschiedenen Vorzüge, die dem Leuchtgas zur Seite standen, fand die Einführung nicht ohne weiteres eine freundliche Aufnahme. Zunächst beschränkte man die Explosionsgefahr. Und wie allen Neuerungen brachte man auch der Gasindustrie Mißtrauen entgegen. Sir Humphry Davy, der große englische Gelehrte, der weltbekannte Erfinder der Grubensicherheitslampe, lächelte bei der Vorstellung, daß London jemals mit Gas beleuchtet werden sollte. Höchst amüsant lesen sich die Bedenken der „Königlichen Zeitung“ vom Jahre 1819, die sie ihren Lesern aufzählte, als dort die Einführung der Gasbeleuchtung für öffentliche Straßen und Plätze projektiert war. Sie schreibt: „Jede Straßenbeleuchtung ist verwerflich! 1. Aus theologischen Gründen, als Eingriff in die Ordnung Gottes. Nach dieser ist die Nacht zur Finsternis eingeseht, die nur zu gewissen Zeiten vom Mondlicht unterbrochen wird. Dagegen dürfen wir uns nicht auflehnen, den Weltplan nicht Hofmeistern, die Nacht nicht in den Tag kehren wollen. 2. Aus medizinischen Gründen. Das nächtliche Vertreiben auf den Straßen wird den Leuten leichter und bequemer gemacht und legt zu Schnupfen, Husten und Heiserkeit den Grund. 3. Aus philosophischen Gründen. Die Sittlichkeit wird durch die Gasbeleuchtung verschlimmert. Die künstliche Helle verächtet in den Gemütern das Grausen vor der Finsternis, das die Schwachen von mancher Sünde abhält. Diese Helle macht auch den Sünder sicher, so daß er in den Zechstuben bis in die Nacht hinein schwelgt. 4. Aus volkstümlichen Gründen. Öffentliche Feste haben den Zweck, das Nationalgefühl zu heben. Illuminationen sind hierzu vorzüglich geeignet. Dieser Eindruck wird aber geschwächt, wenn derselbe durch allmähliche Quasi-Illuminationen abgumpft wird, daher gafft sich der Landmann toller an dem Lichtglanz als der lichtgefättigte Großstädter.“

Die eindringlichen Vorstellungen dieses Blattes scheinen indessen nicht recht stichhaltig gewesen zu sein, um die Einführung in Deutschland hinauszuhalten. Schon 1825 erhält Hannover, 1826 Berlin Gasbeleuchtung, und nacheinander folgten die verschiedenen Städte Deutschlands mit der Einführung. Waren es ursprünglich englische Gesellschaften, die bei uns diesen Industriezweig pflegten — die Gasanstalten in Hannover und Berlin wurden von englischen Gesellschaften ins Leben gerufen, — so bildeten sich bald auch einheimische Gesellschaften, unter ihnen die 1855 gegründete Deutsche Kontinental-Gasgesellschaft in Dessau, denen dieser Industriezweig kräftige Förderung und ihre heutige Blüte verdankt.

Wie die Bedenken der „Königlichen Zeitung“ keinen irgendwie hemmenden Einfluß auf die Einführung der Gasbeleuchtung gehabt, ebenso wenig vermochte der um das 18. Jahrhundert lebende Germanist J. Ch. Adeling, die für luftförmige Stoffe von dem holländischen Arzt und Naturforscher J. B. van Helmont zu Anfang des 17. Jahrhunderts willkürlich geprägte Bezeichnung „Gas“ aus dem deutschen Sprachgebrauch auszumergen. Dieser van Helmontsche Ausdruck wurde,

nach längerer Vergessenheit von dem französischen Chemiker Macquer 1778 wieder aufgenommen, um dann von Lavoisier akzeptiert und weiter verbreitet zu werden. Die Bezeichnung „Gas“ kam in Deutschland schon 1783 als Folge der Berichte über die Montgolfier'schen Ballonaufstiege aus Paris, in Gebrauch. Es hieß damals allgemein noch „der Gaz“. Ein Ungenannter der „Hamburgischen Zeitung“ machte 1784 darauf aufmerksam, daß nicht „Gaz“, sondern entsprechend der deutschen Herkunft des Wortes „Gas“ zu schreiben sei. Adalung nun sträubt sich heftig gegen das „barbarische Wort“, und er hofft, daß unsere Naturkundigen ein schicklicheres Wort, welches nicht so sehr das Gepräge der Alchemie an sich hätte, ausfindig machen“. Hierbei ist es geblieben.

War das Steinlohtengas in der ganzen Welt zuerst für Beleuchtung eingeführt worden, so fand es eine nicht weniger ausgiebige und wichtige Verwendung für Heizzwecke. Die Leuchtgaslampe ist nicht ohne weiteres als Heizquelle zu bewerten, weil sie die zu erhaltenden Gegenstände beruht. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Umstande, daß das Leuchtgas in der Flamme Kohlenstoffteilchen in feinsten Verteilung enthält, die bei der plötzlichen Abkühlung an kalten Gegenständen in ihrer feinsten Verteilung als Ruß zur Ausschcheidung gelangen. Gibt man jedoch den in der leuchtenden Gasflamme schwebenden Kohlenstoffteilchen durch reichliche Luftzufuhr Gelegenheit zur vollständigen Verbrennung, so wird die Flamme entleuchtet und ruht nicht mehr. Durch die vollständige Verbrennung der Kohlenstoffteilchen des Gases wird aber außerdem noch die Temperatur des brennenden Gases wesentlich erhöht. Die Anwendung dieses Prinzips verdanken wir Robert W. Bunsen, der den bekannten „Bunsenbrenner“ Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der noch heute verwendeten Form erfand.

Eine scharfe Konkurrenz als Lichtspenderin erfuhr die Leuchtgasflamme durch das elektrische Bogenlicht, das bei großer Ökonomie das Lichtbedürfnis stark gesteigert hatte. Die Erfindung des Gasglühlichts durch Auer v. Welsbach ließ das Gas den Vorprung des elektrischen Lichtes wieder einholen. Auer, ein Schüler Bunsens, beschäftigte sich mit dem merkwürdigen Leuchtstoffe gewisser Salze von „seltenen Erden“ in der Flamme des Bunsenbrenners. Er fand, daß ein Gemisch von 99 Proz. Thoriumoxyd mit 1 Proz. Ceroyd ein ungewöhnlich helles Leuchtvermögen in der Flamme zeigte. Der bekannte Glühstrumpf ist nichts weiter als das Äschensteilet einer Kamiefaser oder Kunstseidestrumpfes, der mit der angegebenen Salzmischung jener beiden „seltenen Erden“ getränkt war. Der Erfolg dieser im Jahre 1886 bekannt gewordenen Erfindung war beispiellos. Da für dieselbe Lichtstärke, wie sie früher mit der leuchtenden Rußflamme erzielt wurde, durch das neue Gasglühlicht erheblich geringere Mengen an Gas verbraucht werden, hatte die Einführung der Auer'schen Erfindung in die Praxis einen starken Rückgang im Gasverbrauch zur Folge. Durch die erstaunliche Verbreitung des Gasglühlichtes wurde jedoch dieser Ausfall bald wett gemacht. Die Einführung des Pregelgaslichtes, wo die Strümpfe durch gepreßtes Leuchtgas auf sehr hohe Temperaturen und damit enorme Lichtstärken gebracht werden, hat der Verbreitung des Gasglühlichtes und damit dem Gasverbrauch noch weiteren Vorstoß geleistet, so daß auch die modernsten Errungenschaften der elektrischen Beleuchtungstechnik, wie Tantal-, Wolfram- und Quecksilberdampfampe, dem Gasverbrauch keine nennenswerte Einbuße verursachen können.

Dem Laien ist meistens nur die Verwertung des Gases als Leucht- und Heizstoff bekannt. Das Gas dient jedoch auch als Kraftquelle. Man bringt ein Gemenge von Gas und Luft durch Zündfunken zur Explosion, genau so, wie bei den Benzinexplosionsmotoren. Die Gasstrafmaschinen sind an die Gaszentralen gebunden, darum stationäre Motoren.

Ueber die bei der Leuchtgasgewinnung aus der Steinkohle auftretenden Nebenprodukte, ihre Gewinnung und Verwertung sich zu verbreiten, würde zu weit führen. Es mag genügen, daran zu erinnern, daß der als Rückstand der erhitzten Kohlen verbleibende Koks ein wichtiges Heizmaterial in Haus und Industrie bildet; daß das bei der Destillation gewonnene sogenannte Gaswasser Ammoniak gelöst enthält, aus dem man den wichtigen Stickstoffdünger Ammoniumsulfat gewinnt; daß endlich der Aeer, das Destillat bei der trockenen Destillation der Steinkohle eine wahre Fundgrube zur Gewinnung und Darstellung wichtiger Stoffe des täglichen Lebens und des industriellen Bedarfes bildet, wie Farbstoffe und pharmazeutische Präparate. Um nun zwei markante Beispiele herauszugreifen: Kohlen- und Pflanzstoffe zur Darstellung des künstlichen Indigos und des „Aspirins“ stammen in letzter Linie aus dem Steinkohlenteer.

Ueberblickt man die Fälle der Anwendungsgebiete des Gases und berücksichtigt man den enormen Einfluß dieser Industrie auf das industrielle und kulturelle Leben, so wird man auch in unserer etwas übermäßig jubiläumsfreudigen Zeit gern an der retrospektiven Säcularfeier dieser Industrie Anteil nehmen und ihr auf ihrem Weg nach aufwärts Erfolge wie bisher wünschen.

Dr. Max Epeter.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Hesses Volksbücherei hat sich rasch entwickelt und es hat den Anschein, daß sie sich von allen konkurrierenden Billigkeits-

büchereien trotz Reclams weltberühmter Universalbibliothek am standhaftesten zu behaupten versteht. Auch ihre Gaben zeichnen sich aus durch handliches Taschenformat, gutes Papier, schönen klaren Druck, feste Drahtheftung. Ihr Preis bewegt sich zwischen 20 Pf. bis 2 M. für den ungebundenen Band. Ältere Erzählwerke und solche von Gegenwartsauctoren bestreiten diese Bücherei, die jetzt schon nahe daran ist, ihr erstes Tausend zu vollenden. Unter den letzten Erscheinungen notieren wir Willibald Alexis' historischen Roman „Der falsche Waldemar“ (747 Druckseiten) mit einer vier Druckbogen umfassenden Biographie von Dr. Ludwig Lorenz (Preis geb. 2,50 M.). Ferner zwei Bändchen Erzählungen von Friedrich Gerstäcker und Max Kreger's Berliner Roman „Der Millionenbauer“ (Preis 1 M., geb. 1,20 M.). Eine Spezialität bildet die biographische Sammlung: „Deutsche Helden“, Band XI und XII behandeln Otto Ernst (von Arnold Latwieser) und Otto Julius Bierbaum (von Fritz Droop). Wenn solche Dichter-Biographien nichts anderes bezwecken sollen, als das literarisch untundige Lesepublikum mit der Art und den Schaffensresultaten eines Autors bekannt zu machen, so ist das Unternehmen gut zu heißen. Vom kritischen Standpunkte läßt sich ja gegen derlei mehr oder weniger panegyrisch gehaltene Schriften manches einwenden. Ob andererseits aufgeschärften Lesern mit Büchern, wie den „Berliner Schloß- und Stadtgeschichten aus drei Jahrhunderten“ von Ludwig Salomon (bisher zwei Bändchen) gedient wird, muß sehr bezweifelt werden. Die — es handelt sich nämlich fast durchweg um breit ausgespannene sogenannte edelmütige Potentatenhandlungen — meist tatsachentwidrige, dabei sentimental-byzantinisch durchtränkten Geschichten haben gar keinen Wert und sollten besser ungehoben geblieben sein. o. k.

Gesundheitspflege.

Elektrisch behandelte Schulkinder. Die pädagogische Zeitschrift „Neue Bahnen“ läßt sich über folgenden interessanten Versuch berichten. Ebante Argenius, der berühmte schwedische Physiker, soll in Stockholm an Schulkindern eigentümliche Experimente angestellt haben, um die Wirkung der Elektrizität auf das physische und geistige Befinden der Kinder zu erproben. Es wurden zwei Gruppen von je 50 Kindern gebildet, von denen die eine unter üblichen Bedingungen Unterricht genoß, während die andere in den Arbeitsräumen untergebracht wurde, in welchen mittels besonderer technischer Einrichtungen die hochgespannten Ströme zur Entladung kamen. Die fraglichen Einrichtungen blieben für Lehrer wie für Schüler verborgen. Nach sechs Monaten Unterricht ergab sich, daß die elektrisch behandelten Kinder um 18 Millimeter mehr gewachsen waren, als die Kinder der anderen Gruppe und daß sie auch in geistiger Hinsicht mehr vorwärts gekommen waren. Die elektrische Behandlung kam auch den Lehrern zugute, da dadurch nach ihren eigenen Angaben ihre Widerstandskraft gegen Ermüdung wesentlich gesteigert worden war. Soll diese Nachricht stimmen — und wahrscheinlich ist sie immerhin —, dann handelt es sich um einen recht beachtenswerten Versuch, dessen weitere Verfolgung im Interesse der Volksschule dringend zu wünschen wäre.

Astronomisches.

Die Meteore des Monats September. Der Astronom Dr. Henry, der seit einiger Zeit in der Wochenschrift „Nature“ für jeden Monat des Jahres im voraus die Berechnungen für das Erscheinen von Meteorenschwärmen zusammenstellt, zählt für den September nicht weniger als 17 solcher Begegnungen auf. Allerdings hat diese ungewöhnlich hohe Zahl insofern nicht viel zu bedeuten, als die Größenordnung der Schwärme im Durchschnitt auf einer niedrigen Stufe steht. Während der Monat August, dann später wieder der November durch die Kreuzung großer Meteorenschwärme mit der Erdbahn ausgezeichnet sind, kann der September nur geringe Aussicht auf eine ansehnliche Entwicklung von Sternschnuppenfällen erregen. Nur in der ersten Woche treten zwei Schwärme ein, deren Größe annähernd auf die erste Klasse geschätzt worden ist. Beide begegnen sich zeitlich am 7. September, erstrecken sich aber im ganzen über die Tage vom 5. bis 8. des Monats. Außerdem werden noch der 13. und der Zeitraum vom 21. bis 23. September hervorgehoben. An den letztgenannten Tagen ist ein Schwarm von dritter Größenordnung zu erwarten.

Aus dem Pflanzenreich.

Eine neue fleischfressende Pflanze ist, wie die „Blätter für Aquarien- und Terrarienkunde“ mitteilen, im Botanischen Garten zu Graz entdeckt worden. Es handelt sich um einen bereits mit dem Namen Zoophagus insidians getauften Pilz, der sich von den im Wasser lebenden Infusorien auf höchst interessante Weise ernährt. Die feillichen Verzweigungen der Pilzfäden scheiden an ihren zarten Spitzigen klebrigen Stoff aus, so daß kleine Nädertierchen, die manchmal verischen, daran ihre Nahrung zu finden, von der Pflanze festgehalten werden. Weibst dann das Tier mit der Mundöffnung an der Spitze des Pilzfadens stecken, so beginnt dieser schnell zu wachsen und dringt in das Innere des Infusors ein, wo er sich weiter verzweigt. Auf diese Weise saugt die Pflanze das Tierchen vollständig aus.